



Bilder der Überwachungskameras
K12 und K14 vom Bahnhofsvor-
platz: Um 22 Uhr sind dort mehr
als 1000 Menschen. Alle Gesichter
wurden unkenntlich gemacht

**Die Silvesternacht
von Köln wurde
zur Projektionsflä-
che in der Flücht-
lingsdebatte.
Eine Frage
blieb unbeantwortet:

Was geschah
wirklich?**

17

**Von Mohamed Amjahid, Christian Fuchs, Vanessa
Guninan-Bank, Anne Kunze, Stephan Lebert,
Sebastian Mondial, Daniel Müller, Yassin Musharbash,
Martin Nejezchleba und Samuel Rieth**

In den Souvenirgeschäften rund um den Kölner Dom kann man Jutebeutel, Plakate und Postkarten kaufen, bedruckt mit dem »Kölsche Grundgesetz« – einer Sammlung rheinischer Weisheiten, die empfehlen, das Leben nicht so schwer zu nehmen. Paragraf 2 etwa lautet: »Et kütt, wie et kütt.«

Es kommt, wie es kommt?

»Wir waren wie Fleisch an der Theke«, sagt Sabrina F., 20. »Ich habe von allen Seiten Hände an meinem Körper gespürt.« Sabrina F. ist eines der Opfer der Kölner Silvesternacht. Jener Nacht, die vieles infrage gestellt hat, wofür Köln steht.

Paragraf 10 lautet »Drinkste ene met?«: Trinkste einen mit?

»Wir waren da, und wir waren betrunken«, sagt ein junger Marokkaner, der sich als Mounir vorstellt. »Es gab Feuerwerk, und wir wollten Fickificki machen, das ist alles.« Mounir ist einer von denen, die in der Silvesternacht Frauen angegrabscht haben.

Und auch Paragraf 7 klingt heute schal: »Wat wells de maache?«

»Ausgehend von den Informationen, die wir hatten, bin ich der Meinung, dass wir alles getan haben, was wir tun konnten«, sagt Thorsten M., 46, Polizist und in der Silvesternacht am Kölner Hauptbahnhof eingesetzt. »Aber es war nicht genug.«

Ein halbes Jahr ist seit der Silvesternacht vergangen. Aber die Nacht von Köln vergeht nicht. Noch immer lässt sie Talkshows aus dem Ruder laufen, die dann vor allem eins dokumentieren: dass diese Nacht zur politischen Projektionsfläche geworden ist, bevor sie überhaupt begriffen wurde. Ein ähnliches Bild bietet sich im Landtag von Düsseldorf, wo ein Untersuchungsausschuss aufklären soll, was damals geschehen ist. In Nordrhein-Westfalen wird kommendes Jahr gewählt. Und schon jetzt ist absehbar, dass der Ausschuss zur Munitionsfabrik für den Wahlkampf werden wird. Die Opposition nimmt die Regierung von Ministerpräsidentin Hannelore Kraft (SPD) unter Feuer, die ihrerseits nachweisen will, dass

die Verantwortung nicht bei ihr lag. Dabei ist es sehr wohl möglich, nüchtern auf die Ereignisse von Köln zu blicken, auf das, was in dieser Nacht eigentlich wirklich passiert ist. Die Rolle der Polizei und der Stadt zu dokumentieren, das Leiden der Opfer, die Geschichten der Täter. Und über »Köln« als Chiffre zu reden, die heute die ganze Welt kennt und die es bis in Donald Trumps Wahlkampf schaffte. Man kann zeigen, dass die Silvesternacht keine Naturkatastrophe war, die über die Stadt hereinbrach, wie man angesichts der Berichterstattung meinen könnte, sondern die Summe Hunderter individueller Entscheidungen und Fehlentscheidungen, die zu Toten hätten führen können. Und beschreiben, wie die Silvesternacht ihre mediale und politische Wucht vor allem dadurch entfaltet hat, dass sie je nach Interesse, je nach Sorge, je nach politischer Ausrichtung mit anderen Themen verknüpft wurde: mit der »Frauen und der Islam«-Debatte, der Flüchtlingskrise, der »Lügenpresse«, mit der Landespolitik in Nordrhein-Westfalen. »Köln«, sagt Helge Malchow, der Verleger von Kiepenheuer & Witsch, dem wichtigsten Verlag der Stadt, »ist im Grunde selbst Opfer dieser Nacht.« Über Monate hinweg hat das *ZEITmagazin* mit Dutzenden betroffenen Frauen, Tätern, Polizisten, Staatsanwälten, Richtern, Anwälten, Politikern und Kölner Lokalgrößen gesprochen. Auch in Dortmund, Düsseldorf, Paris und Casablanca haben die Reporter recherchiert. Dies ist die Geschichte dieser Nacht und ihrer Folgen.

»DIE DEUTSCHEN SIND ALLE MUSCHIS«

Für Mounir, den Marokkaner, beginnt die Silvesternacht schon am Nachmittag des 31. Dezember. Seit drei Monaten wohnt er in Köln, mit zwei anderen Marokkanern. Zuvor hat er einige Zeit in Italien gelebt. Zur Einstimmung auf die Nacht pumpt er alles an Drogen in seinen Körper, was er auftreiben kann, Alkohol, Pillen, Cannabis. Da ist Wut in ihm. Zu

diesem Zeitpunkt hat Mounir schon mit Deutschland abgeschlossen: »Wir dachten, in Deutschland sei das Leben einfacher, schöner. Deutschland ist aber auch nur kacke.« Jetzt will er noch ein Mal so richtig feiern, bevor er wieder weiterzieht, irgendwohin, nur nicht zurück nach Marokko. Sein Plan für den Abend: bei Penny ein paar Böller kaufen und dann am Hauptbahnhof endlich mal die Sau rauslassen. »Ein Kumpel sagte mir, da könne man das Feuerwerk genießen. Und da seien Frauen unterwegs«, erzählt er einige Monate später bei einer Begegnung in Köln. Mounir ist einer von Dutzenden jungen Nordafrikanern, mit denen das *ZEITmagazin* gesprochen hat.

Nach Sonnenuntergang, kurz nach 16 Uhr, bilden sich im und um den Hauptbahnhof kleine Grüppchen, erinnert sich Mounir. Um 18 Uhr beginnen die ersten Männer damit, Feuerwerkskörper aufeinander abzufeuern. Mehr falle ihm nicht mehr ein, sagt Mounir: »Ich war so betrunken, bekifft und unter Drogen wie nie zuvor.«

Er weiß noch, dass auffällig viele Jungs aus seinem alten Viertel in Casablanca da waren. »Es war aber Zufall, dass wir alle da gelandet sind.« Das schwört er bei Allah, obwohl ihm sein Gott eher fern zu sein scheint. Und dann waren da tatsächlich Frauen. Die Polizei, behauptet Mounir, habe nicht eingegriffen.

Also macht er mit: »Ja, hier und da habe ich welche angefasst. Ich nehme die Schuld auf mich. Ich und Mohammed und Ali und Nabil und Kadur, ja, wir haben gegrabscht, und die sollen mal keinen Weltuntergang draus machen. Es tut uns leid. Es gab Feuerwerk, und wir wollten Fickificki machen, das ist alles. Zwar sind alle deutschen Männer Muschis, aber es ist ja auch nicht so, als würden die nie grapschen!«

»DAS WAREN DOCH FLÜCHTLINGE, ODER?«

Sabrina F. kommt am Silvesterabend um 23 Uhr am Hauptbahnhof Köln an. Die 20-Jährige macht in Osnä-



Am Breslauer Platz, der Rückseite des Bahnhofs, ist es ruhig (K22), zeitgleich läuft die Räumung auf dem Vorplatz (K12 und Bild unten von der Bodycam eines Polizisten)





K12, K13: Die Räumung geht weiter, Menschen drängen über eine Tür in den Bahnhof. Bild unten einer Bodycam: Die Polizei hat Schwierigkeiten, den Vorplatz zu räumen



noch Englisch gesprochen. »Go away, go away!«, habe ich geschrien.«

KEINE ZWEITE LOVEPARADE!
Auch Thorsten M. wird es an diesem Abend mit Fremdsprachen versuchen. Thorsten M., kahl geschnittener Schädel, ist schon länger als die Hälfte seines Lebens Polizist. In der Silvesternacht ist er Führer einer Hundertschaft der Bereitschaftspolizei, die an diesem Abend aus 77 Beamten besteht. Er rechnet mit einem Routineeinsatz.

Aber er irrt sich.
Thorsten M. und seine Kollegen von der Kölner Polizei melden sich um 22 Uhr zum Einsatz. Laut Planung sollen sie sich im Ausgehviertel der Kölner Ringe, an den Rheinbrücken und in der Altstadt verteilen. Das waren in den vergangenen Jahren die Brennpunkte an Silvester. Betrunkene, Taschendiebstähle, Beschießen von Menschen mit Feuerwerkskörpern: Darauf ist die Einsatzführung eingestellt. Die größte Sorge der Polizei ist eine Massenpanik, wie sie fünf Jahre zuvor bei der Loveparade in Duisburg 21 Menschen das Leben kostete. Die Beamten sollen außerdem auf Anzeichen für Terrorakte achten. Der Anschlag von Paris liegt erst sechs Wochen zurück; und nur wenige Stunden zuvor hat die Polizei den Hauptbahnhof in München wegen einer Terrorwarnung geräumt. Um 22.14 Uhr meldet eine Streife vom Bahnhofsvorplatz über Funk an die Leitstelle der Polizei im Innenstadt-Revier: »Weit über tausend Personen, keine Maßnahmen mit unseren Kräften möglich.« Diese Meldung ist ein erster Hinweis darauf, dass etwas nicht stimmt. Dass mehr Menschen zusammengekommen sind als vorhergesehen. Dass etwas aus dem Ruder zu laufen droht. Sie geht aber unter. Kurz vor 23 Uhr betritt Thorsten M. das erste Mal den Bahnhofsvorplatz. Und ihn »trifft der Schlag«, wie er später sagen wird. Thorsten M. hört Gejohle und Geschrei, er sieht enthemmte, betrunkene, berauschte Menschen, die wild herumböllern. Wenn die Polizisten die Männer bit-

ten, das Beschießen von Menschen mit Raketen zu unterlassen, reagieren die vollkommen unbeeindruckt. M. spricht einen Mann auf Französisch an, der Böller in die Menschenmenge schmeißt. Der antwortet nur: »*Pas de problème, pas de problème.*« Glasscherben liegen herum. Ein Mann zerschlägt eine Bierflasche und geht auf einen anderen los. M. sagt: »Die waren komplett weg von dieser Welt.« Tatsächlich sind es 2000 Männer aus Nordafrika und dem Nahen Osten, die sich in dieser Nacht zwischen Bahnhof, Domplatte und Bahnhofsvorplatz bewegen, wie eine Funkzellenanalyse später ergeben wird. Ihnen stehen rund 150 Polizisten gegenüber.

Thorsten M. muss reagieren, so viel ist klar, nur etwa ein Dutzend seiner Leute befinden sich in diesem Moment auf dem Vorplatz. Also beordert er auch alle anderen Polizisten, die er unter seinem Kommando hat, von den Kölner Ringen, der Altstadt und den Rheinbrücken zum Hauptbahnhof. Es ist keine Stunde mehr bis Mitternacht. M. hat Angst vor einer Katastrophe: Jemand könnte durch die Silvesterknaller verletzt werden, auf der Domtreppe könnte daraufhin eine Massenpanik ausbrechen. M. fürchtet, dass es Tote geben könnte. Die Feier zu Mitternacht könnte zum Katalysator werden, »wie ein Wind, der ins Feuer geht«. Um 23.15 Uhr schlägt Thorsten M. seinem Polizeiführer vor, den Vorplatz zu räumen. Um 23.35 Uhr tönt deshalb eine Lautsprecherdurchsage über den Platz. Alle Anwesenden sollen den Ort sofort verlassen. Kölner Polizisten scheuchen die Menschen von der Domtreppe und vom Bahnhofsvorplatz weg. Sie müssen die Männer schubsen und schieben, weil viele betrunken und bekifft sind, kein Deutsch verstehen oder nicht verstehen wollen. Bundespolizisten versperren zur selben Zeit die zum Domplatz führenden Ein- und Ausgänge des Bahnhofs. Kurz nach Mitternacht ist der Platz geräumt. Davon, dass es bereits etliche sexuelle Übergriffe auf Frauen gab, weiß

Thorsten M. zu diesem Zeitpunkt noch nichts. Polizisten werden später berichten, es sei zu dunkel gewesen, um so etwas zu erkennen. In so dichten Mengen könne man nur die nächsten drei bis fünf Meter überblicken. Genauso wenig ahnt M., dass die Räumung des Vorplatzes die Lage nur scheinbar entspannt. Und dass sich wenige Gehminuten entfernt ein neuer Massentatort auftut.

DER MEISTER DER ZUGTOILETTE

Das neue Jahr ist erst wenige Minuten alt, als es auf der Domplatte zu einer Verfolgungsjagd kommt. Ein Polizist erwischt einen 19-Jährigen, wie er eine Pfandflasche aus dem Rucksack einer Frau zu klauen versucht, und nimmt mit zwei Kollegen die Verfolgung auf. Sie hetzen hinter ihm her, es folgt eine Rangelie, einer der Polizisten schlägt dem Mann auf die Nase, weshalb er nach der Festnahme erst einmal ins Krankenhaus gebracht wird.

Der Mann heißt Youssef, sein Anwalt bittet darum, den Nachnamen nicht zu nennen. Youssef ist Marokkaner, wie Mounir, der Grapscher, und es ist kein Zufall, dass ihre Geschichten Parallelen aufweisen. »Ich habe in meinem ganzen Leben nichts erreicht«, sagt Youssef. »Ich bin ein Verlierer.« Dabei ist er immerhin nach Europa geschwommen. Mehrmals versuchte er, die Meerenge von Gibraltar zu überwinden, irgendwann klappte es, weil er sich auf halbem Weg nach Spanien an ein Boot klammerte. In Spanien verkaufte er harte Drogen, »weil es dort keine Arbeit gibt«, in Paris wohnte er bei einer Tante und verkaufte Plastikwaren auf einem Flohmarkt – bis ihn die Nachricht erreichte, dass es in Deutschland eine »Willkommenskultur« gebe. »Ich dachte wirklich, dass ich hier auf einen grünen Zweig kommen könnte«, sagt er. Als seine Tante ihm signalisierte, dass er bei ihr nicht mehr willkommen sei, streifte er sich seine Lieblingsjacke über, stopfte seine Pyjamahose in einen Rucksack und reiste im Spätsommer 2015 über

Luxemburg bis nach Dortmund. Ohne Ticket, in Zugtoiletten. In Dortmund stellte er wie viele andere Nordafrikaner einen Asylantrag, der keine Aussicht auf Erfolg hat. Kurz vor Jahresende erscheinen auf Youssefs Handy mehrere Nachrichten, dass man in Köln ein bisschen feiern könne. Am 31. Dezember fährt er hin. Wieder in der Toilette eines Zuges. Wenn jemand klopft, bleibt er ruhig. »Ich bin der Meister aller Zugtoiletten«, prahlt er später beim Gespräch nahe der Asylbewerberunterkunft in Willich, eine Stunde von Köln entfernt. Youssef kann sich nicht mehr an alle Details der Silvesternacht erinnern. Nur dass er sich zuvor alles Mögliche eingeworfen hat. »Ich klaue, ich nehme Drogen, ich trinke Alkohol. Hätten mich die Brüder gefragt, hätte ich ihnen aber gesagt: Lasst deren Frauen in Ruhe. Da hört der Spaß auf für die Deutschen.«

Er vermisste die Altstadt von Casablanca, sagt Youssef, seine Freunde, seine Mutter. Dennoch ist er froh, nicht dort zu sein. In Marokko gebe es für ihn keine Chance auf ein gutes Leben. »Mein Vater ist Alkoholiker, wir wohnten zu fünft in einem Zimmer.« Jetzt müsse er endlich die Kurve kriegen.

»ICH WERDE ERDRÜCKT!«

Wenige Gehminuten vom Vorplatz entfernt quert die Hohenzollernbrücke den Rhein, ein Wahrzeichen der Stadt, berühmt für die Vorhängeschlösser, die Liebespaare an den Zäunen anbringen, welche die Geh- und Radwege von den Gleisen trennen. Die Zäune sind etwa zwei Meter hoch. Sie werden noch eine Rolle spielen. Nur vier Minuten bevor das Feuerwerk beginnen soll, sperrt der Polizeiführer der Bundespolizei die Gleise, die über die Hohenzollernbrücke führen. Erst um 1.15 Uhr werden wieder Züge fahren. Die Hohenzollernbrücke ist 400 Meter lang. Viele Menschen versammeln sich hier jedes Jahr, um einen

guten Blick auf das Feuerwerk und den Rhein zu haben. Auf beiden Seiten gibt es Fußgänger- und Radwege, jeweils rund vier Meter breit. In der Mitte sechs Gleise, die zum Hauptbahnhof führen.

Schon in der Silvesternacht 2014 war es auf der Brücke zu chaotischen Zuständen gekommen. Schon damals musste sie zeitweise gesperrt werden. Es ist deshalb wenig verwunderlich, dass die Kölner Polizei in einem internen Protokoll des Ordnungsamtes aus dem letzten Jahr prophezeit: Die Brücke werde auch künftig an Silvester »eine Schlüsselstelle« sein. Die Bundespolizei schlägt sogar eine »komplette Sperrung« für Silvester 2015 vor. Die Anregung bleibt folgenlos.

Statt die Brücke prophylaktisch zu sperren, schickt das Ordnungsamt 24 eigene Mitarbeiter und 44 Sicherheitsleute einer privaten Firma an die Brücke. Das Unternehmen R.S.D. plus Rheinische Sicherheitsdienste suchte für diese Aufgabe geringfügig Beschäftigte, die 10,50 Euro pro Stunde verdienen. Einzige Kriterien: »Beherrschung der deutschen Sprache zumindest mittelmäßig« und »warme Kleidung«.

Dabei war die Stadt schon im Vorjahr unzufrieden mit R.S.D. gewesen, wie aus dem Protokoll hervorgeht. Die Beamten bemängelten, dass nicht alle Mitarbeiter gut eingewiesen und für den Job geeignet waren. Zudem bezweifelten sie die Ehrlichkeit der Firma, sie waren unsicher, ob wirklich so viele Personen im Einsatz waren wie angefordert.

Die Mitarbeiter sind in dieser Silvesternacht ausschließlich an den Brückenköpfen postiert, um im Notfall – wie im Vorjahr – mit einem Zaun die Zugänge der Brücke zu sperren. Was auf den 400 Metern dazwischen geschieht, bleibt ihnen verborgen. »Auf der Brücke sahen wir nur eine schwarze Masse«, sagt ein Mitarbeiter von R.S.D. Niemand vom Ordnungsamt oder von den privaten Sicherheitsleuten habe auf den Fußwegen der Brücke patrouilliert.

Nur die Bundespolizei, die zu den

R.S.D.-Mitarbeitern keine direkte Leitung hat, läuft sporadisch Streife auf den Wegen, um die Gleise zu bewachen. Dann klettern die ersten Feiernenden über den Zaun auf die Gleise. Weil Bundespolizei und Ordnungsamt verschiedene Funksysteme nutzen, versucht ein Bundespolizist vor Mitternacht, die Einsatzleiterin der Stadt auf ihrem Handy zu warnen. Er hat jedoch kein Glück, die Mailbox springt an. Es ist reiner Zufall, dass die Brückenwächter vom Ordnungsamt um ein Uhr durch eine Landespolizistin von der Sperrung des Schienenverkehrs erfahren. Die Menschen, die über den Zaun klettern, wollen zur Südseite der Brücke. Sie erhoffen sich dort einen besseren Blick auf das Feuerwerk. Aber auch auf den Wegen ist der Platz längst viel zu eng. Feuerwerksraketen fliegen in die Menge. Menschen klettern auf Stahlträgern herum. Angst macht sich breit. Jemand ruft: »Ich werde erdrückt!« Der Einsatzleiter der Bundespolizei beordert Polizisten einer Hundertschaft aus dem Bahnhof heraus zur Brücke, um Menschen daran zu hindern, auf die Gleise zu klettern.

»AUSGELASSENE STIMMUNG«

Die Sperrung des Schienenverkehrs auf der Brücke mag geboten sein, aber sie hat einen Nebeneffekt, den niemand vorhersieht. Denn die Menschen, die Köln schon verlassen wollen, stauen sich in den folgenden 80 Minuten im Bahnhofsgelände. Dort aber stehen bereits auffällig viele »Migranten ohne Reiseabsicht« herum, wie es im Einsatzprotokoll eines Bundespolizisten heißt. Betrunkene übergeben sich, urinieren in die Ecken oder schlafen ihren Rausch aus. Hinzu kommen noch viele, die vom Vorplatz herandrängen und während der Räumung nicht wie geplant in die Nebengassen gegangen sind, sondern in den Bahnhof hinein. Dass die Bundespolizei außerdem noch bis 0.05 Uhr die Bahnhofstüren zum Domplatz versperrt hält, vergrößert das Chaos nur.

Wenn es einen Moment in dieser Nacht gibt, an dem klar wird, dass es

ein Abstimmungsproblem zwischen den Behörden gibt, ist es dieser. Für sich gesehen mag jede Maßnahme sinnvoll sein, im Zusammenspiel wirken sie verheerend. Und es gibt keine Person, bei der durchgehend alle Informationen zusammenfließen. Es gibt auch keinen Raum, in dem sich die Verantwortlichen der Kölner Polizei, der Bundespolizei und der Stadt kontinuierlich abstimmen. Es gibt nicht einmal ein Sicherheitskonzept für die Nacht, weil es offiziell keinen Veranstalter gibt.

Warum das so ist, darüber wird später ein Streit ausbrechen: Der Kölner Polizei, sagt Oberbürgermeisterin Henriette Reker, »fehlt es schon seit Jahren an Personal. Ich bin überzeugt, dass dies das größte Problem an Silvester war: Es waren schlicht zu wenig Einsatzkräfte vor Ort.« Die Kölner Polizei, sagt dagegen Ralf Jäger, Nordrhein-Westfalens Innenminister, habe es versäumt, den Einsatz zen-

tral zu steuern. Stattdessen habe die Polizeinspektion Mitte den Einsatz geführt, die nicht mit allen Akteuren vernetzt gewesen sei.

In der Silvesternacht drängen sich nach der Sperrung der Brücke und der Räumung des Vorplatzes jedenfalls 2500 Menschen im Innern des Bahnhofs. Und das macht es den Tätern leicht. Sie sind enthemmt, sie sind berauscht, und sie haben das Gefühl: Niemand kann sie an irgendetwas hindern. Rund 40 Prozent aller angezeigten Taten geschehen während der Gleissperrung: 370 Vergehen, rein rechnerisch alle 13 Sekunden eins, im Inneren des Bahnhofs, auf dem Vorplatz, auf der Brücke, in der näheren Umgebung. Es werden Handtaschen, Portemonnaies und Telefone entwendet. Frauen wird an den Po und die Brüste gefasst, in einigen Fällen werden ihnen gewaltsam Finger vaginal eingeführt. Das sind Vergewaltigungen. — s. 24 →

Entdeckungsreise in eine faszinierende Welt

Fürsorgliche Eichhörnchen, treu liebende Kolkraben und trauernde Hirschkühe: Peter Wohlleben lehrt uns das Staunen über die ungeahnte Gefühlswelt der Tiere. Das neue faszinierende Buch des Nr.-1-Bestsellerautors.



€ 19,99 [D] · ISBN 978-3-453-28082-3

Manche scheitern nur deshalb, weil die Frau eine Strumpfhose trägt. Der Bundespolizei, die für das Bahnhofsgebäude zuständig ist, fehlen in dieser Zeit wichtige Einsatzkräfte. Die sind auf die Hohenzollernbrücke abkommandiert.

Fünf Minuten nach Mitternacht entscheidet die Bundespolizei, die Türen des Bahnhofs wieder zu öffnen, der Druck von innen ist zu groß. Aber an den Türen gibt es einen Rückstau. Nach einer Weile kommen etwa 200 junge Männer mit Migrationshintergrund vor dem Eingang zusammen und nutzen die Situation aus, beobachtet Polizist Thorsten M. Im Schutz der Gruppe ist es noch einfacher, Feiernde zu begripschen und zu bestehlen und die Opfer dabei auch noch von der Polizei abzuschirmen. Erst später in der Nacht schaffen es zwölf Polizisten, eine der Bahnhofstüren zurückzuerobieren und frei zu halten.

Die erste Anzeige wegen sexueller Belästigung erstattet eine junge Frau um Mitternacht auf der Polizeiwache Stolkasse, nur wenige Meter vom Hauptbahnhof entfernt. Die Führungskräfte der Polizei erfahren erstmals gegen ein Uhr, dass Frauen seit Stunden sexuell belästigt werden. Mittlerweile warten 30 bis 50 Personen in dem kargen Raum der Polizeiwache. Waschbeton, schummrige Licht, Metallstühle. Einige Frauen sind aufgebracht, weil ihnen die Polizisten nicht geholfen haben, andere weinen.

Im Folgenden eine Auswahl, was in diesen Stunden geschah:

Bahnhofsvorplatz, gegen 0.20 Uhr: 15 bis 20 Männer bedrängen zwei Frauen, fassen eine von ihnen ans Gesicht und in den Schritt. Ein Mann leckt ihr das Gesicht ab.

Domplatte, 0.30 Uhr: Ein Paar wird von rund 20 nordafrikanisch wirkenden Männern umstellt, sie greifen der Frau in die Hose und rauben ihr die Geldbörse.

Hohenzollernbrücke, 0.30 Uhr: Fünf Männer umringen eine Frau, greifen ihr in den Schritt und an den Po. Später bemerkt sie den Verlust

ihres Telefons.

Trankgasse nahe dem Dom, 0.50 Uhr: Zwei Polizisten helfen vier oder fünf Frauen, die von einer Gruppe Männer umringt sind. Die Frauen berichten, einer von ihnen sei ein Finger in die Vagina gesteckt worden.

Bahnhofshalle, 0.55 Uhr: Ein Unbekannter greift einer Frau in den Schritt, an den Po und die Brust und stiehlt ihr Mobiltelefon.

Bahnhofsvorplatz, ein Uhr: Vier Frauen werden von mehreren Personen begripscht; Handys, Bargeld und Geldkarte werden gestohlen. Zur gleichen Zeit greifen Männer auf dem Platz einer Frau an den Po und an die Vagina und versuchen, ihr die Handtasche zu entreißen. In der Nähe umzingeln mehrere Nordafrikaner drei Frauen und fassen in die Hosen der Frauen.

Breslauer Platz, 1.30 Uhr: Unbekannte stecken einer Frau ihre Hände in die Hose, begripschen sie überall. Danach fehlt der Frau das Mobiltelefon.

Bahnsteig 10/11, 2.30 Uhr: Drei Frauen werden von einer Menschengruppe umringt und begripscht.

Um fünf Uhr am Morgen des 1. Januar fahren die ersten 38 Beamten der Bereitschaftspolizei nach Hause. Um 8.57 Uhr verschickt die Kölner Polizei eine Pressemitteilung: »Polizei Köln zieht Bilanz: Ausgelassene Stimmung – Feiern weitgehend friedlich«.

»WIE EINE MAUER«

Etwa drei Stunden bevor diese Pressemitteilung in den Nachrichtenredaktionen eintrifft, gegen sechs Uhr am Neujahrsmorgen, als alles schon vorbei zu sein scheint, kommt Miriam L. mit einer Freundin am S-Bahnhof Trimbornstraße an. Die 18-Jährige hat nicht am Dom gefeiert. Vom Chaos am Bahnhof weiß sie nichts. Ein Stück hinter den beiden Frauen laufen zwei Männer auf der anderen Straßenseite. Sie kommen näher, überqueren die Straße. Vorsichtig will Miriam L. hinter sich gucken. In dem Moment legt einer der Männer von hinten die Arme um die beiden

Mädchen. Miriam L. kann sich aus der Umarmung rausdrehen, aber der Mann umklammert ihre Freundin und drückt sie an sich, reibt seinen Körper an ihrem Rücken und Po, seine Hände fahren ihren Körper hoch und runter.

Die junge Frau wehrt sich, der Mann reißt sie zu Boden, schlägt ihr mit der Faust ins Gesicht. Ihre Nase blutet. In der Hoffnung, dass ihre Mutter sie hört, schreit Miriam L., so laut sie kann: »Mama!« Nur drei Häuser weiter liegt diese im Bett und schläft. Miriam L. versucht, ihrer Freundin zu helfen, da wendet sich der Mann ihr zu. Diesmal schlägt er zuerst zu und wirft sie dann zu Boden, greift ihr an die Brust und den Hintern: »Er hat mich richtig unter sich begraben.« Horrorszenarios laufen ihr durch den Kopf: Was, wenn er sie vergewaltigt? Ein Messer rausholt? Dann versucht der Mann, Miriam L. ihr Handy aus der Hand zu reißen. Es ging ihm darum, sie anzufassen, nicht sie zu bestehlen, ist die Schülerin trotzdem überzeugt. »Das war wahrscheinlich so: Wenn das eine nicht klappt, dann wenigstens etwas mitgehen lassen.«

Der zweite Mann steht einfach nur daneben. Die beiden sprechen Arabisch miteinander. Miriam L. vermutet, dass er aufpasst, ob jemand kommt. Plötzlich laufen der Angreifer und sein Freund weg.

Die beiden Freundinnen rennen die wenigen Meter zu Miriam L.s Wohnung. Dort brechen sie in Tränen aus. Auch als die Polizei kommt und sie mit auf die Wache nimmt, haben sie sich noch nicht beruhigt.

Die Beamten in der Polizeiwache in Köln-Kalk wirken gestresst. Ein Polizist sagt den Mädchen, sie sollten aufhören zu heulen, irgendwo sei gerade ein Feuerwehrmann fast gestorben. Was das mit ihrer Situation damals zu tun haben soll, fragen sie sich.

Heute, fünf Monate später, geht Miriam L. tagsüber wieder allein aus dem Haus, doch sie begegnet anderen Menschen mit Distanz. Sie wechselt jetzt öfter die Straßenseite. Sie hat Angst, wenn ihr Gruppen von Männern entgegenkommen. — S. 27 →



K12, K14: Der Platz ist fast geräumt. Vor der Tür entsteht Gedränge, in dem viele Straftaten passieren. Bild rechts: Auf den Treppen zum Vorplatz entspannt sich die Lage





Mitternacht. Links: Es fahren keine Züge, die Polizei hat die Gleise gesperrt. K 14: Die Menge vor der Bahnhofstür feiert. Unten: Ein Polizist verhindert, dass weitere Menschen auf den Vorplatz strömen



Sie kann sich nicht vorstellen, sich in der Gegend um die Trimbornstraße je wieder unbeschwert zu bewegen. Ihre Familie wohnt schon immer in dem Viertel, jetzt überlegt Miriam L.s Familie, wegzuziehen. Die Gegend werde immer problematischer. Miriam L. und ihre Familie sind nicht die Einzigen, die das so empfinden.

»MIIIRKEL«

Es ist Anfang Mai, es ist dieselbe Woche, in der Miriam L. ihre Geschichte erzählt, da beschimpft in der Kölner Straßenbahnlinie Nummer 9 ein Marokkaner eine ältere Dame: »*Radi nchwrk!*«, schreit er im marokkanischen Dialekt, »ich steck dir den Finger rein!«. Der junge Mann ist Mounir, der Silvestergrapscher. Dass der Reporter seine Ausfälle miterlebt, stört Mounir überhaupt nicht. Die Rentnerin klammert sich an ihre Handtasche. Fahrgäste schauen versteinert auf Linienpläne und Smartphones. Erinnerungen an die Silvesternacht werden wach. Seine zwei marokkanischen Kumpel ziehen ihn weg. Alle drei sind betrunken. Die ergraute Dame wechselt den Waggon. »Dann grapsche ich halt die deutschen Männer an, die sind auch nur Muschis«, lallt Mounir ihr hinterher. Deutsche Männer gleich Muschis. Irgendwie ist Mounir auf diesem Gedanken hängen geblieben. Wenig später hält die Straßenbahn im Stadtteil Kalk, an Mounirs Ziel. Wenn das Wetter gut ist, sitzt er hier am Bahnhof und trinkt billiges Bier. »Der Alkohol ist mein Freund«, sagt er. Mounir ist klein und hager. Er hat sich eine großzügige Portion Gel in die Haare geschmiert. Kölsch mag er nicht besonders, er schwört auf Billig-Bier aus dem Discounter. »Es lässt mich vergessen, wo ich gelandet bin.« Hier, in der Taunusstraße, liegt das »marokkanische Viertel« von Köln – zu Miriam L.s Wohngegend ist es ein Kilometer Luftlinie.

Hier gibt es drei Imbisse, zwei Friseursalons, eine Bäckerei, ein Reisebüro und einen Supermarkt. Generell sind die viel zitierten »maghrebinischen Ghettos« in den Städten Nordrhein-Westfalens – in Düsseldorf,

Leverkusen, Krefeld oder Dortmund – maximal eine Straße lang. In der Taunusstraße trifft man sich zum Tee und zu Fußballabenden, wenn Barcelona oder Real Madrid spielen. Hier kommen Arbeitslose, Werksarbeiter und Ingenieurstudenten zusammen, sie leben schon lange und legal in Deutschland.

Männer wie Mounir sind neu hier: Maghrebiner, die ohne Papiere aus Marokko oder nach Stationen in Südeuropa nach Deutschland gekommen sind. Sie bilden das Milieu, aus dem viele der Silvestertäter stammen. Nordrhein-Westfalen hat besonders viele junge nordafrikanische Migranten. Zum einen wegen der Nähe zu Belgien. Zum anderen, weil das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge auf Maghrebiner spezialisierte Außenstellen in NRW unterhält und deswegen 80 Prozent aller Marokkaner und 60 Prozent aller Algerier dorthin verteilt wurden. Nordafrikaner, die in Flüchtlings- und Asylbewerberunterkünften registriert sind, begehen nach Polizeistatistiken deutlich häufiger Straftaten als andere Ausländergruppen, viel öfter als etwa syrische Kriegsflüchtlinge. Zwar fallen Maghrebiner häufig in dieselbe Kategorie, wenn sie – meist ohne Aussicht auf Erfolg – Asyl beantragen. Aber es handelt sich um ein sehr spezifisches Milieu.

Das Innenministerium und die Kölner Polizei wissen seit Ende 2013 zudem, dass es eine maghrebinische »Antänzerszene« in der Stadt gibt. Die jungen Männer treten in Gruppen auf, tanzen um ihre Opfer herum, lenken sie ab, mitunter durch Grapschen, aber ihr Ziel ist Diebstahl. Die Behörden reagieren 2014 mit einer Initiative namens »Klarkommen«, die jungen Straftätern aus Nordafrika, im Jargon Nafris genannt, Wege jenseits der Kriminalität aufzeigen soll. »Klarkommen« betreut rund 150 Nordafrikaner.

Die Initiative gilt als erfolgreich, als Vorzeigeprojekt. Aber sie hat eben eine schwierige Klientel, zwei der Betreuten werden später als Beschuldigte der Silvesternacht in Erscheinung

treten. Jetzt soll »Klarkommen« ausgebaut werden. Zu spät? Eins ist klar: Der Zustrom neuer Nafris seit dem Sommer 2015 hat alle überfordert. Mounir ist einer von ihnen. Er kam im vergangenen Herbst. »Merkel hat uns eingeladen«, lacht er und verschluckt sich dabei fast, »da sagen wir nicht Nein.« Unklar, ob Mounir sich über seine eigene oder Deutschlands Naivität lustig macht. Den Nachnamen der Bundeskanzlerin spricht er mit lang gezogenem Vokal aus. »Miiirkel«, sagt er. Vor seinem Umzug nach Kalk, sagt Mounir, habe er in Süditalien manchmal Oliven oder Tomaten gepflückt. »Oft bekam ich keinen Lohn. Italien ist kacke.« Auf seiner linken Wange trägt er eine markante Narbe. »Ergebnis einer Messerstecherei zu Hause in Casablanca«, sagt er. In Marokko nennt man solche Jungs *cicatrice*: Narbengesicht. Er nimmt einen Schluck aus seiner Bierflasche. Zu seinen Füßen lagert Pfandgut im Wert von 64 Cent, genug für die nächste Pulle. »Ich hatte großen Spaß, zum ersten Mal seit langer Zeit«, so lauten seine abschließenden Worte über die Silvesternacht. Reue? Eher nicht: Diese Welt habe ihn sein ganzes Leben lang schlecht behandelt, sagt Mounir, er wüsste nicht, warum er sich da gut benehmen solle. »Die Deutschen sollten mal nach Nordafrika gehen, um zu verstehen, warum wir alle hierhergekommen sind.« Einige Tage später verschwindet Mounir, ist in Köln-Kalk nicht mehr auffindbar. Einem Freund hat er etwas von einem Verwandten in Belgien erzählt.

»FRAU KRAFT WÄRE IN TRÄNEN
AUSGEBROCHEN«

Die Pressemitteilung der Kölner Polizei vom Neujahrsmorgen, in der von »ausgelassener Stimmung« die Rede ist, markiert den Anfang eines Debakels, das bis heute andauert. Sie ist mangelhafter Kommunikation geschuldet, Sprecherin Martina Kaiser weiß am Morgen schlicht nichts von den sexuellen Übergriffen, erst im Laufe des 1. Januar trudeln Informationen ein. Trotzdem berichtet die

Pressestelle erst am 2. Januar darüber. Kaiser bittet später um Versetzung, entschuldigt sich bei den Opfern. Es hilft nichts: An den Behörden klebt seither der Vorwurf, sie hätten etwas verschweigen wollen.

So geht der Untersuchungsausschuss des Landtags etwa bis heute einem mysteriösen, von zwei Kölner Polizisten bezeugten Anruf nach, der aus der Landesleitstelle gekommen sei und in dem am 1. Januar darum gebeten worden sei, den Begriff »Ver-gewaltigung« aus einer Polizeimeldung zur Silvesternacht zu streichen. Der 4. Januar, ein Montag, ist der Tag, an dem alles zu kippen beginnt. Übers Wochenende sind kaum Artikel über die Silvesternacht erschienen, und die wenigen, die es gibt, beschreiben längst nicht das gesamte Ausmaß, von 30 bis 50 Krawallmachern ist die Rede. Doch am 4. Januar wird der Polizei die Dimension allmählich klar, über 90 Anzeigen liegen mittlerweile vor.

Jetzt geht es Schlag auf Schlag. Der Kölner Polizeipräsident Wolfgang Albers berichtet von Straftaten »völlig neuer Dimension« und von Tätern, die nordafrikanisch aussähen. NRW-Innenminister Jäger erklärt, ebenfalls am 4. Januar, gegenüber Kölner Zeitungen: Man werde nicht hinnehmen, dass sich nordafrikanische Männergruppen organisieren, um wehrlose Frauen mit sexuellen Attacken zu erniedrigen. Vor dem Bahnhof gibt der CDU-Innenexperte Gregor Golland als erster Landtagsabgeordneter ein Fernsehinterview: »Ich wusste da schon aus internen Quellen bei der Polizei, dass die Täter Flüchtlinge waren, und habe das auch benannt«, erinnert er sich stolz. Und zwar zu einem Zeitpunkt, als führende Politiker und der Polizeipräsident noch behauptet hätten, das dürfe man doch nicht so sagen, das wisse man noch gar nicht.

Tatsächlich erklärt am 5. Januar Polizeipräsident Albers: »Wir haben derzeit keine Erkenntnisse über die Täter.« Er will korrekt sein, es gibt schließlich noch keine Festgenommenen. Und Oberbürgermeisterin

Henriette Reker sagt: »Es gibt keine Hinweise, dass es sich dabei um Täter handelt, die hier in Köln eine Unterkunft als Flüchtlinge bezogen haben.« Golland regt das noch heute auf: »Seien wir doch mal ehrlich: Frau Kraft wäre tief betroffen auf der Domplatte erschienen und wahrscheinlich noch in Tränen ausgebrochen, wenn das ein rechter Mob gewesen wäre. Es waren einfach die falschen Täter.« Ab diesem 4. Januar lassen sich die Ereignisse der Nacht und der Kampf um ihre Deutung nicht mehr trennen. Jetzt geht es nicht mehr nur darum, was eigentlich geschehen ist, oder darum, ob »Flüchtlinge« der angemessene Begriff für die mutmaßlichen Täter ist, sondern auch um Kritik an der Flüchtlingspolitik, um Schuldzuweisungen zwischen Stadt und Land, um angebliche Vertuschungsabsichten.

Die Berichterstattung geht durch die Decke. Es gilt, etwas nachzuholen. Auch den Journalisten ist ja das wahre Ausmaß der Übergriffe bisher entgangen. *Emma* schreibt von der »Terrornacht«. Die *Berliner Zeitung* spricht von »Sexualterror«, *Bild* vom »Sex-Mob«, einer »enthemmten Meute«. »Köln« wird ein globales Thema. Im *Guardian* warnt ein Kommentator vor »Sex-Dschihad«. Der slowakische Ministerpräsident Robert Fico erklärt: »Sobald man Migranten ins Land lässt, kann man solche Probleme bekommen.« Donald Trump schreibt an seine Millionen Twitter-Abonnenten: »Deutschland erlebt massive Angriffe auf seine Bevölkerung durch Migranten, die ins Land gelassen wurden. Silvester war ein Desaster. *THINK!*«

Am 8. Januar entlässt Jäger den Polizeipräsidenten Albers. Aber nicht wegen der Machtlosigkeit der Polizei in der Silvesternacht, stellt Jäger klar: Als die Dimension der Übergriffe bekannt wurde, sei in der Öffentlichkeit fälschlicherweise der Eindruck entstanden, die Polizei habe die Herkunft der Täter zu verschleiern versucht. Diesem Eindruck sei Albers nicht entschlossen genug entgegengetreten. Es ist die Metaebene, die das

erste politische Opfer fordert, nicht das Desaster in der Nacht selbst. Traditionell erwähnen die Medien in Deutschland nur in Ausnahmefällen die Herkunft eines Straftäters. »In der Berichterstattung über Straftaten wird die Zugehörigkeit der Verdächtigen oder Täter zu religiösen, ethnischen oder anderen Minderheiten nur dann erwähnt, wenn für das Verständnis des berichteten Vorgangs ein begründbarer Sachbezug besteht«, so steht es im Pressekodex. »Besonders ist zu beachten, dass die Erwähnung Vorurteile gegenüber Minderheiten schüren könnte.«

Dieser Richtlinie – und einem ähnlich lautenden Erlass des Innenministeriums – sei stets auch die Kölner Polizei gefolgt, sagt ein Sprecher. Daran habe sich auch nach der Silvesternacht nichts geändert.

Das mag auf dem Papier stimmen. Aber im letzten Quartal des Jahres 2015 erwähnen nur fünf Pressemitteilungen der Polizei, bei denen die Verdächtigen identifiziert sind, deren Herkunft. 2016 ist dies allein im Januar bei 13 Mitteilungen der Fall – Meldungen über die Silvesternacht nicht mitgerechnet. Offensichtlich hat sie etwas verändert.

»GESICHTER DES HASSES«

Das Büro von Helge Malchow liegt im Zentrum des Geschehens. Aus seinem Fenster blickt er sowohl auf den Bahnhof als auch auf den Dom. Zu seinen Füßen liegt die Domplatte, auf der er regelmäßig Kundgebungen, Mahnwachen und Demonstrationen beobachten kann. Die Domplatte ist ein Spiegel Deutschlands, seiner Aufregungen, seiner Sorgen, seiner Wut. Manchmal schneller als das Internet, sagt Helge Malchow. Er ist der Verleger von Kiepenheuer & Witsch, des Verlages von Heinrich Böll und Günter Wallraff. Es ist auch der Verlag von Alice Schwarzer. Was hat »Köln« so aufgeladen? Warum dieses gewaltige Echo, diese unglaubliche Wucht? Die Silvesternacht mit ihren kriminellen Übergriffen und dem Polizeiversagen, glaubt Helge Malchow, habe zu einer welt-

weit begierig aufgegriffenen Chiffre werden können, weil viele im Grunde nur auf solch ein Ereignis gewartet hätten: auf ein Ereignis, das den Stimmungsumschwung von der Willkommenskultur zur Ablehnungs- und Furchtkultur markiert. Die Silvesternacht habe den Unmut gegenüber Migranten und Merkelscher Willkommenskultur nicht erzeugt, glaubt er; sie habe vielmehr einem längst existierenden Unmut ein Ventil geliefert.

Malchow sagt das nicht leichthin. Er nimmt schon seit Längerem tektonische Verschiebungen in der bundesdeutschen Demokratie wahr. Korrespondierend mit dem islamistischen Terror sehe er bei den Demos der Rechten, die er aus seinem Büfenster manchmal beobachtet, immer öfter »Gesichter des Hasses«, wie er sie vorher nicht gekannt habe. Kamen die erfolgreichen Empörungsbücher früher klassischerweise aus der linken Ecke, kommen sie heute von rechts. Der Zeitgeist, sagt Helge Malchow, habe sich komplett gedreht.

Der Zeitgeist vielleicht – aber nicht Alice Schwarzer. Die Autorin und Frauenrechtlerin sitzt in einem Restaurant nicht weit vom FrauenMediaTurm, dem Sitz der *Emma*-Redaktion – und eins ist ihr bei diesem Gespräch besonders wichtig: Sie habe immer schon vor den radikalen Ausprägungen des Islams gewarnt. Viele andere hätten beim Thema Islam einen blinden Fleck, sie nicht. Insofern, sagt sie, sei die Silvesternacht in Köln ein schreckliches, aber im Grunde ein erwartbares Ereignis gewesen, das hoffentlich vielen die Augen geöffnet habe. Längst erwartbar. In Schwarzers Worten wird Malchows These plötzlich greifbar: »Köln« wird zur Chiffre, in Schwarzers Fall eben zur Chiffre für alles, was sie am Islam seit je zu kritisieren hat.

Sie lebe auf dem Land und kümmere sich um eine Flüchtlingsfamilie aus Afghanistan, erzählt sie. Eine Familie mit einem kleinen Jungen und einem Mädchen – da könne sie zuschauen, wie sie alle auflebten, in der Liberalität Deutschlands, wie sie die Freiheit genössen, auch durch das Fallen des Kopftuchs. Sie ruft muslimische Menschen als Kronzeugen auf, die den politischen Islam anklagen. Dass viele Täter in Köln religiöse Analphabeten waren, Muslime höchstens auf dem Papier, spielt für Schwarzer keine Rolle. Es sind Menschen, die aus einer Welt stammen, die Frauen unterdrückt und Freiheiten, für die Schwarzer ihr ganzes Leben gekämpft hat. So sieht sie es. So hält sie es auch in — S. 30 —>

BRÜDER- LICH- KEIT ?

RUHRTRIIENNALE
Festival der Künste

12. 08. – 24. 09. 2016

ihrem Buch über die Silvesternacht, *Der Schock* heißt es, Malchow hat es verlegt. Differenzierung war noch nie ihre Lieblingstugend.

Alice Schwarzer verknüpft die Silvesternacht mit Islamkritik und Frauenrechten. Die rechte Bürgerbewegung pro Köln verknüpft die Silvesternacht mit ihrer Ablehnung von Flüchtlingen: In ihrer Geschäftsstelle am Rande der Altstadt hängt ein Poster, auf dem bärtige, messerschwingende Orientalen eine blonde Frau verfolgen. »*Rapefugees not welcome*«, steht darunter. Wieder andere verknüpfen die Silvesternacht mit ihrer Empörung über die angeblich vorherrschende Kultur der Political Correctness oder über die »Lügenpresse«. Es sind solche Verknüpfungen, die »Köln« zu einem Dauerthema gemacht haben.

»LEGENDÄR TOLERANT«

Henriette Reker empfängt in ihrem großzügigen Büro im Historischen Rathaus. Auf ihrem Ledersofa liegt Schwarzers Buch *Der Schock*. Sie hat es noch nicht gelesen.

Reker ist eine untypische Kölner Politikerin. Sie ist ein Verwaltungsprofi, kein Bauchmensch. Keine, die ihre Bürger mit Worten umarmen würde. Viele haben ihr das nach der Silvesternacht vorgeworfen. Zu kühl, zu spät habe sie reagiert. »Vielleicht habe ich den Frauen, den Opfern, zu wenig Trost gespendet. Aber meine Aufgabe ist es, dass diese Stadt funktioniert, ich bin nicht die oberste Hirtin. Mir geht es um die Sicherheit in der Stadt.«

Sicherheit. Es ist ein Wort, das in Köln lange spießig klang, spaßverderberisch. Ein Wort, um das man sich hier, in dieser »legendär toleranten Stadt«, wie Reker sagt, keine Gedanken machen wollte.

»Et hätt noch immer jot jejang«: Paragraf 3 des Kölner Grundgesetzes. Aber dieses Mal ist es nicht gut gegangen. Reker hat inzwischen reagiert: 100 zusätzliche Mitarbeiter wird das Ordnungsamt bekommen, und eine Videoüberwachung an 48 neuralgischen Punkten der Stadt ist geplant. Die Verantwortung für die Silvester-

nacht lädt sie woanders ab: Natürlich seien vor Ort Fehler gemacht worden, aber es sei ganz klar ein Versäumnis der Landespolitik, dass die erforderliche Anzahl an Beamten nicht zur Verfügung gestellt worden sei.

Reker hat nach der Silvesternacht einen Satz gesagt, der für zusätzliche Empörung sorgte: Frauen sollten, so empfahl sie als Antwort auf die Frage nach einem Sicherheitstipp, zu Unbekannten doch eine Armlänge Abstand halten, um sich vor Übergriffen zu schützen. Sie kommt von sich aus darauf zu sprechen, nennt den Satz rückblickend »unglücklich«. Aber erklären kann sie ihn. Reker wurde am 17. Oktober 2015, einen Tag vor der Oberbürgermeisterwahl, auf offener Straße von einem Mann aus dem rechten Milieu attackiert, er rammte ihr ein 30 Zentimeter langes Messer in den Hals. Als sie gewählt wurde, lag sie im Koma. »Wenn man selbst so eine Erfahrung gemacht hat, dann erhält man sich gern eine Illusion der Wehrhaftigkeit aufrecht.«

»ECHT JETZT, ENTSCULDIGUNG!«

Youssef, der Mann, der an Silvester eine Pfandflasche gestohlen hat, sitzt mit gesenktem Kopf im Saal Nummer 18 des Amtsgerichts Köln. Als einer von wenigen, die noch in jeder Nacht festgenommenen wurden muss er sich vor der Justiz verantworten. Draußen spielt das Aprilwetter verrückt. Zehn Verhandlungen haben bis Redaktionsschluss stattgefunden, in denen die Richter elf ausnahmslos aus Nordafrika stammende Angeklagte verurteilt und einen freigesprochen haben. Drogenbesitz, Diebstahl, Hehleri: Meistens sind die Prozesse Routine, dauern nicht länger als ein paar Stunden. Aber es gibt Ausschläge: Am ersten Prozesstag im Februar sind 50 Reporter da; als es im Mai zum ersten Mal um ein Sexualdelikt geht, stehen sich die Journalisten wieder auf den Füßen. In allen Prozessen sind die Zeugenaussagen zentral für Verurteilungen. Die engagierteren Verteidiger klammern sich an jede Lücke, die sie in den Schilderungen ausmachen,

etwa wenn Orts- oder Zeitangaben Monate nach Silvester nicht mehr ganz zusammenpassen. Im bislang einzigen Prozess gegen einen Grapscher musste die Staatsanwaltschaft den Vorwurf fallen lassen, weil die Zeugin den Angeklagten nicht zweifelsfrei identifizieren konnte.

Die Staatsanwaltschaft hat bislang keine Anhaltspunkte dafür gefunden, dass es eine massenhafte Verabredung der Täter gab. Ebenso wenig die Polizei-Ermittlungsgruppe »Neujahr«. Aber es gibt die gewaltige Zahl von knapp 1200 Straftaten, die selbst Angela Merkel, der extreme Kritiker wegen ihrer Politik sogar eine Mitschuld geben wollen, hat fragen lassen: »Gibt es in Teilen von Gruppen auch so etwas wie Frauenverachtung? Ich glaube nicht, dass es nur Einzelfälle sind.« Bis Redaktionsschluss lagen 1182 Strafanzeigen zur Silvesternacht von Köln vor, von denen sich 497 auf sexuelle Übergriffe beziehen, die 648 Opfer betreffen. Die Zahlen differieren, weil einige Opfer gemeinsam Anzeige erstattet haben. 284 Personen wurden den Anzeigen zufolge zugleich Opfer eines sexuellen Übergriffs und eines Eigentumsdelikts. Es liegen fünf Anzeigen wegen Vergewaltigung vor, dabei geht es jeweils um das Einführen von Fingern. 16 entsprechende Versuche wurden angezeigt.

Alles zusammengekommen gibt es 1276 mutmaßliche Opfer der Silvesternacht, von denen die meisten nicht in Köln leben. Von den 183 Beschuldigten gelten 55 als Marokkaner, 53 als Algerier, 22 als Iraker, 14 als Syrer, 14 als Deutsche. 73 Beschuldigte sind Asylsuchende, 36 hielten sich illegal hier auf, elf hatten eine Aufenthaltserlaubnis. Bei den übrigen ist der Status ungeklärt. Acht Beschuldigte befinden sich noch in U-Haft.

Trägt jeder einzelne Angeklagte Schuld am Gesamtgeschehen? Ja, sagt die Staatsanwaltschaft. Nein, meinen die Verteidiger.

Die Ankläger sprechen von einer »besonderen, in Deutschland noch nicht da gewesenen Situation«. Sie argumentieren mit dem »beeinträchtigten Sicherheitsempfinden« der Be-



Bild oben, K 34: Im neuen Jahr wollen viele den Hauptbahnhof verlassen, aber es fahren keine Züge. Die Täter nutzen das Gedränge aus, um zu grabschen und zu stehlen



K21 am Busbahnhof, K12: In den frühen Morgenstunden hat sich die Situation in und vor dem Bahnhof entspannt, während in der Innenstadt weiterhin Frauen belästigt werden

völkerung. Von den Urteilen müsse »ein klares Signal« ausgehen. Auch bei geständigen Tätern fordern sie ausnahmslos Haftstrafen – mal mit, mal ohne Bewährung. Zur Abschreckung, aus »generalpräventiven Gesichtspunkten«.

Die Verteidiger verlangen, das Gericht müsse ihre Mandanten so betrachten, als wäre die Tat zu einer beliebigen Zeit an einem beliebigen Ort geschehen. Sie sprechen von einer »allgemeinen Hysterie«, von »Kollektivschuld«, einer sogar von einer »Hetzjagd« auf die Angeklagten.

Youssef versteht nicht so recht, was passiert, obwohl ein Dolmetscher neben ihm sitzt. Die letzten vier Monate hat er in Untersuchungshaft im Jugendgefängnis von Wuppertal verbracht. Jetzt sitzt er in einer Pyjama-hose auf der Anklagebank.

Breitbeinig betritt einer der drei Polizisten, die Youssef in der Silvesternacht festhielten, nachdem er die Pfandflasche aus dem Rucksack geklaut hatte, den Zeugenstand. Er kaut Kaugummi. Ein Kollege, der eben dran war, hatte erklärt, viele Polizisten seien wegen der Ereignisse am Hauptbahnhof »extrem traumatisiert«.

Youssef schaut reglos auf den Boden, trotzdem meldet er sich zwischendurch zu Wort, um bei den Deutschen um Verzeihung zu bitten. »Echt, Entschuldigung«, sagt er jetzt schon zum dritten Mal.

»Ich nehme die Entschuldigung nicht an«, antwortet der Kaugummi kauende Polizist.

Laut Beweislage hatte Youssef mit hoher Wahrscheinlichkeit einen Mix aus synthetischen Drogen und Alkohol im Blut. Er schwört sogar, nicht bei Bewusstsein gewesen zu sein.

»Ich nehme nie wieder Drogen! Ich klaue nie wieder etwas!« Sein Verteidiger argumentiert, dass sein Mandant eigentlich noch ein Kind sei. Der 19-Jährige trägt eine Frisur, die viele in der Altstadt von Casablanca als modisch bezeichnen würden: kahl rasierter Hinterkopf mit einer Haarinsel auf dem Schädel.

Die nächste Zeugin in Youssefs Prozess ist eine Polizistin, die bei sei-

ner Festnahme dabei war. »Vor dem Hauptbahnhof spürte ich tausend Hände an meinem Gesäß«, sagt sie. Youssef schaut sie mit aufgesetztem Dackelblick an. Der Richter schüttelt sich vor Ekel. »Das muss schrecklich gewesen sein.« Er wirft einen bösen Blick auf die Anklagebank. »Wallah, Entschuldigung«, ertönt Youssefs Stimme erneut.

Dabei wird Youssef gar keine sexuelle Belästigung vorgeworfen.

ROYAL AIR MAROC

In Düsseldorf, 35 Kilometer von Köln entfernt, sitzt Innenminister Ralf Jäger in einem schwarzen Ledersessel und sagt einen Satz, der für einen Law-and-Order-Sozialdemokraten erst einmal überraschend weich klingt: »Sicherheit ist ein Gefühl.« Was Jäger meint: Ob Bürger sich sicher fühlen, hat nicht nur mit objektiven Fakten zu tun. »Köln«, sagt er, »ist weltoffen und sicher.«

Das heißt nicht, dass er keine klare Meinung zur Silvesternacht hätte. Henriette Reker zeigt mit dem Finger auf die Landespolitik? Jäger zeigt zurück: »Mit dem Wissen, das man vorher hatte, hätte man die Übergriffe nicht verhindern können. In der Silvesternacht wussten viele etwas, aber keiner alles. Es wurden Fehler gemacht.« Die Bereitschaftspolizei hätte seiner Meinung nach frühzeitig gerufen werden müssen; die Einsatzleitung hätte nicht bei der Polizeiinspektion Mitte liegen dürfen; zu viele Polizisten seien zu früh in den Feierabend entlassen worden.

Jäger ist in einer merkwürdigen Lage. Einerseits steht er unter Beschuss, Politiker wie der CDU-Landtagsabgeordnete Gregor Golland fordern seinen Rücktritt, er war schon Zeuge im Untersuchungsausschuss und wird wohl noch einmal vernommen werden. Andererseits muss er politische Tatkraft beweisen, Konsequenzen ziehen: Auch Jäger will mehr Polizeipräsenz, um solche Taten in Zukunft zu verhindern. »Wir müssen bei Großereignissen prüfen, ob eine BAO, also eine ›Besondere Aufbauorganisation‹ der Polizei, sinnvoll ist.« Das soll eine

bessere Abstimmung aller beteiligten Behörden sicherstellen, als sie in der Silvesternacht gelang.

Zugleich gibt es eine von Jäger kaum zu beeinflussende Realität, die ihm Grenzen setzt. So hat Bundesinnenminister Thomas de Maizière nach Silvester zwar viel getan, um Abschiebungen nach Nordafrika zu erleichtern. Ist in die Maghrebstaaten geflogen und hat Abkommen geschlossen. Will Marokko, Tunesien und Algerien zu »sicheren Herkunftsstaaten« erklären lassen. Aber sein Gesetzentwurf muss noch durch den Bundesrat. Bei Redaktionsschluss war unklar, ob das klappt.

Und dann ist da das Kleingedruckte. Marokko zum Beispiel hat sich ausbedungen, dass maximal vier Abzuschiebende auf einmal in ein Flugzeug gesteckt werden dürfen; und zwar ausschließlich in Linienflüge der staatlichen Royal Air Maroc. Sobald einer randaliere, weigerten sich die Piloten, ihn mitzunehmen. Benötigte Passersatzpapiere stelle die Regierung in Rabat zu zögerlich aus. Seit Silvester habe NRW gerade mal elf Marokkaner abschieben können. Wenn es in dem Tempo weiterginge, hat Jäger ausrechnen lassen, würden sich die anstehenden Abschiebungen 25 Jahre hinziehen. Wenigstens gehe es bei den Tunesiern besser.

»ICH STERBE VOR LANGEWEILE«

»Eigentlich gibt es in Köln eher beschuldigtenfreundliche Richter«: Ein Satz, den mehrere Kölner Anwälte in Hintergrundgesprächen sagen. Für die Silvestertäter gilt er nicht: Die beantragten Strafen liegen erkennbar oberhalb dessen, was in Köln vor Silvester für vergleichbare Delikte verhängt wurde. Die meisten Urteile nach Einschätzung von Kölner Juristen ebenfalls. Die Richter beantworten die Frage nach der Mitverantwortung der einzelnen Täter für die Silvesternacht meistens mit Ja.

Für Youssef, den Pfandflaschendieb, lautet das Urteil: zwei Jahre auf Vorbewährung nach Jugendstrafrecht wegen versuchten Diebstahls und Widerstands gegen die Staatsgewalt. Am

Abend nachdem ihn das Gericht auf freien Fuß gesetzt hat, schwört Youssef, den richtigen Weg einzuschlagen: »Ich werde mich bessern.« An einem Teich neben dem Asylbewerberheim in Willich füttert er Enten. Hier, rund 25 Kilometer von Düsseldorf entfernt, war er im Herbst 2015 gelandet, nachdem er, aus Paris kommend, seinen Asylantrag gestellt hatte.

Youssef will nach Paris zurück. »In Deutschland verdammen sie dich zum Nichtstun und zu 23 Stunden am Tag in der Einzelzelle. Bloß weg hier.« In Frankreich sei es einfacher, in der Illegalität zu überleben. So reden seit der Silvesternacht viele junge Nordafrikaner, und etliche haben sich bereits auf den Weg gemacht.

Drei Tage bevor er seine Reise nach Paris antreten will, schickt Youssef über WhatsApp eine Nachricht. Er wolle zu Freunden in Dortmund, er halte es in Willich nicht mehr aus. Hier seien selbst die Enten angeödet, »ich sterbe vor Langeweile«.

Es sind gerade einmal drei Tage vergangen, seit er aus der U-Haft entlassen wurde. In Dortmund dauert es keine 48 Stunden, bis er wieder Drogen und Alkohol mixt. Kurz darauf ein Anruf: Youssef steht erneut vor dem Haftrichter. Er wird beschuldigt, in Bochum ein Handy geklaut zu haben. Drei Wochen später ist er wieder auf freiem Fuß. »Wir dachten, er schickt uns mehr als nur schlechte Nachrichten aus Deutschland«, wird seine Mutter dazu sagen.

»DICKE EIER«

In der Altstadt von Casablanca hat der Fischverkäufer seine Schubkarre auf dem Platz vor der Apotheke geparkt. Nebenan verkauft ein älterer Mann schrumpelige Karotten für drei Dirham das Kilo, umgerechnet 30 Cent. »Da kann ich das Gemüse gleich in der Apotheke kaufen«, schimpft Youssefs Mutter.

An ihrem langen bunten Kleid funkeln Strasssteinchen. Die Nachricht von der erneuten Festnahme ihres Sohnes hat die Mittfünfzigerin vor einer Woche erreicht, Youssef hat es seiner Schwester erzählt. »Wie der

Vater, so der Sohn«, seufzt sie.

Youssefs Mutter wohnt mit ihren beiden Töchtern in einem winzigen Raum. Mit ihrem Mann hat sie sich zerstritten. »Möge ihn Allah auf den rechten Weg leiten«, sagt sie. Der arbeitslose Mechaniker ist drogen- und alkoholabhängig. Als er seinen Job in einer Druckerei verlor, begann er, seine Frau und seine Töchter zu schlagen. Youssef sagt, auch deswegen sei er abgehauen.

Die Mutter kauft ein halbes Kilo Karotten und schimpft auf die marokkanischen Männer: »Große Klappe, nichts dahinter.«

Moustafa, der Nachbar, hört mit. Er steht einige Meter weiter mit dem Rücken zur Hausfassade. In seinem Mundwinkel hängt eine Zigarette. »Sie hat recht!«, lacht er. Der 32-jährige Tagelöhner in der schwarzen Jogginghose hat heute nichts zu tun; er bietet seine Arbeitskraft für fünf bis zehn Euro pro Tag an: Mal trägt er Steine auf Baustellen herum, mal schrubbt er Boote.

Moustafa kennt Youssef flüchtig. »Ein feiner Kerl, der ein Drogenproblem hat.« Viele junge Männer in der Altstadt von Casablanca seien abhängig von den billigen roten Drogenpillen aus Algerien.

Dabei geht es den Jungs aus der Altstadt, ging es auch Youssef, dem Pfandflaschendieb, und Mounir, dem Grapscher, nicht so schlecht wie den Menschen in den Slums, etwa in Sidi Moumen im Osten der Stadt, wo ganze Familien in Baracken aus Wellblech hausen. Von dort machten sich aber nur wenige auf den Weg nach Europa. Die Altstadt von Casablanca hat dagegen einen Exodus erlebt. Warum? Moustafa schnipst seinen Zigarettenstummel auf den Boden. »Anders als die Hungernden aus Sidi Moumen haben wir noch einen Anspruch an unser Leben auf Erden.« Er selbst hätte es auch fast nach Deutschland geschafft. Es begann mit Bildern, die er im Sommer 2015 auf Al-Dschasira sah: »Syrer, Iraker, Afghanen, die ungehindert nach Europa spazieren.« Für die Jungs im Viertel habe es kein anderes Thema

mehr gegeben. »Ich bekniete meinen Vater, Geld zu besorgen«, erzählt Moustafa. Nach einer Woche hatte die Familie rund 3000 Euro zusammengekratzt, geliehen von Onkeln und Tanten.

Er hat noch Bilder auf seinem Smartphone, sie zeigen ihn in Istanbul und in Badehose am Strand. Dann erhielt er die Nachricht, dass sein Vater im Krankenhaus mit dem Tod ringe. Während seine Kumpel in Boote Richtung Griechenland stiegen, setzte sich Moustafa in ein fast leeres Flugzeug nach Casablanca. »Das Leben ist ein Arschloch«, sagt er.

Beim Spaziergang durch die Altstadt zählt Moustafa auf, wer alles nach Europa abgehauen ist: »Drei aus dieser Gasse ... hier wohnte auch einer ... hier kenne ich zwei Brüder ... hier, über der Bäckerei, lebte ein Freund von mir, der ist jetzt in Deutschland ... der Sohn des Friseurs ist auch weg ...« Viele Marokkaner, die ohne Papiere durch Europa irren, auch einige aus der Silvesternacht, stammen aus diesen Gassen.

Moustafa findet, dass es schön blöd von den Jungs aus Casablanca war, ihre Zukunft wegen ihrer »dicken Eier« aufs Spiel zu setzen. »Die schicken sie bald alle zurück«, sagt er. Aber er möchte noch etwas anderes loswerden: »Wenn wir Nordafrikaner alle Vergewaltiger sein sollen, was passiert dann hier in Casablanca jede Nacht tausendfach? Siehst du die Bars und Bordelle da hinten in der Parallelstraße? Da ficken europäische Geschäftsmänner unsere Frauen, verlangen von ihnen Dinge, die unter der Würde eines Menschen liegen.« Dann hat er sich so in Rage geredet, dass er etwas erzählt, was er sonst wohl für sich behalten hätte: »Meine Schwester, sie ist 16 Jahre alt, weiß nur zu gut, was der wahre Skandal ist.«

»Kenne mer nit, bruche mer nit, fott domet«: Paragraf 6 des Kölner Grundgesetzes. »Kennen wir nicht, brauchen wir nicht, fort damit.« Die Abschiebungen aus Deutschland,

ZEITMAGAZIN

N° 27

Die besten Prämien für Ihre Empfehlung!

Empfehlen Sie Ihren Freunden, Bekannten oder Kollegen DIE ZEIT, und freuen Sie sich über eine attraktive Prämie Ihrer Wahl. Sie müssen selbst nicht Abonnent sein.



Amazon Kindle »Paperwhite«

Der fortschrittlichste E-Reader der Welt überzeugt mit hochauflösendem E-Ink-Touchscreen, scharfen Kontrasten und acht Wochen Akkulaufzeit. Genießen Sie pures Lesevergnügen – egal, wo Sie sind. Denn die patentierte integrierte Beleuchtung lässt Sie sogar im Dunkeln entspannt lesen. Maße: 169 x 117 x 9,1 mm, WLAN-fähig.

Für 1 Jahr DIE ZEIT frei Haus. Zuzahlung nur 49,- €



Gartenbank »Malmö«

Klassisch zeitlose Bank im skandinavischen Design für Garten, Terrasse oder Balkon mit optimalem Sitzkomfort. Gefertigt aus hochwertigem, witterungsbeständigem, weiß lackiertem Akazienholz. Ideal für zwei Personen. Maße: 120 x 89 x 59 cm.

Für 1 Jahr DIE ZEIT frei Haus. Zuzahlung nur 99,- €



3-teiliges Balkonset »Alameda«

Ein bewährter Klassiker: Das 3-teilige Balkonset, bestehend aus Klapptisch und 2 Klappstühlen, findet überall seinen Platz. Gefertigt aus hochwertigem, geöltem Akazienholz – ausschließlich aus zertifizierten Plantagen. Maße: Tisch 55 x 72 cm, Stuhl 37 x 86 x 53 cm.

Für 1 Jahr DIE ZEIT frei Haus. Zuzahlung nur 29,- €



Relaxliege »Brintesia«

Entspannen Sie im Garten oder auf Ihrem Balkon in diesem wunderbaren Sommermöbel. Gefertigt aus hochwertigem, witterungsbeständigem Eukalyptusholz – ausschließlich aus zertifizierten Plantagen. Maße: 61,5 x 156 x 76 cm.

Für 1 Jahr DIE ZEIT frei Haus. Ohne Zuzahlung

Ich möchte DIE ZEIT lesen:

Anrede/Vorname/Name _____

Straße/Nr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon (für evtl. Rückfragen) _____

E-Mail _____

☐ Ich zahle per Bankeinzug.

IBAN/ersatzweise Konto-Nr. _____

BIC/ersatzweise Bankleitzahl _____ Geldinstitut _____

☐ Ich zahle per Rechnung.

☐ Ja, ich möchte von weiteren Vorteilen profitieren. Ich bin daher einverstanden, dass mich DIE ZEIT per Post, Telefon oder E-Mail über interessante Medienangebote und kostenlose Veranstaltungen informiert.

Datum _____ Unterschrift _____

© DIE ZEIT, Leser-Service, 20080 Hamburg

☎ 040/42 23 70 70* ☎ 040/42 23 70 90 @ abo@zeit.de*

Der neue Leser war in den letzten 3 Monaten nicht Abonnent der ZEIT. Er bezieht DIE ZEIT 1 Jahr lang für zzt. nur 4,50 € pro Ausgabe statt 4,90 € im Einzelkauf. Zudem erhält er den kostenlosen Newsletter »ZEIT-Brief«. Es gilt die jährliche Zahlungsweise. Das Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr, wenn nicht 6 Wochen vor Ablauf des bezahlten Bezugszeitraumes gekündigt wird. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und solange der Vorrat reicht. Auslandspreise auf Anfrage. Das Angebot gilt nicht für Eigenbestellung, Werbung von im selben Haushalt lebenden Personen und Studenten-Ermäßigungen. Die Zusendung der Prämie erfolgt ca. 4 Wochen nach Zahlungseingang. Zuzahlungs-Prämien werden per Nachnahme geliefert. Diese Bestellung kann binnen 14 Tagen ab Erhalt der 1. Ausgabe ohne Angabe von Gründen formlos widerrufen werden. Ausführliche Informationen zum Widerrufsrecht unter www.zeit.de/wr.

*Bitte jeweilige Bestellnummer angeben; Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Ich erhalte die Prämie:

Anrede/Vorname/Name _____

Straße/Nr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon (für evtl. Rückfragen) _____

E-Mail _____

Meine Wunschprämie für ein 1-Jahres-Abonnement: (Bitte nur ein Kreuz machen)

☐ Gartenbank »Malmö«
Zuzahlung 99,- €

☐ 3-teiliges Balkonset »Alameda«
Zuzahlung 29,- €

☐ Relaxliege »Brintesia«
Ohne Zuzahlung

Gutschein zur Wahl

☐ BestChoice-Gutschein (60,- €)

☐ Amazon-Gutschein (60,- €)

☐ Ikea-Gutschein (60,- €)

☐ Jet-Tankgutschein (60,- €)



Gutschein zur Wahl!

Kaufen Sie ein, wann, wo und wie Sie möchten. Ob bei Amazon, dem größten Versandhaus der Welt, in der riesigen Möbelwelt von Ikea, in einer der vielen Jet-Tankstellen oder bei einem von über 200 BestChoice-Partnern – die Gutscheine sind vielfältig online oder im Geschäft einsetzbar.

Für 1 Jahr DIE ZEIT frei Haus. Ohne Zuzahlung

www.zeit.de/praemien